

VOLKER MERTENS, CARMEN STANGE (Hgg.): **Bilder vom Mittelalter**. Eine Berliner Ringvorlesung, Göttingen: V&R unipress 2007, 277 S., Ill. (Aventiuren Sonderband)

Einen ›Dialog‹ wollten die Initiatoren der Berliner Ringvorlesung zwischen Vergangenheit und Gegenwart in Gang setzen, genauer zwischen dem, was seit ungefähr 250 Jahren als ›Mittelalter‹ bezeichnet wird, und der heutigen Lebenswelt. Gegenstand dieses Dialogs sollte die Kunst in ihren unterschiedlichen Ausprägungen sein – ein weites Feld, das, betrachtet man die medialen, sozialen oder anthropologischen Gegebenheiten, zum einen höchst Disparates offenbart, zum anderen aber auch gemeinsame Schnittmengen aufweist. Die wiederholten Mittelalterrezeptionen der Moderne legen zudem nahe, dass der ›Dialog mit dem Mittelalter‹ sich letztlich dem allzu menschlichen Bedürfnis nach Selbstverständigung und Orientierungssuche in einer komplexer werdenden Welt verdankt.

Nun mag diesem Dialog, der durch den ›jüngeren‹ Dialogpartner mittels der ›Erfindung‹ des älteren erst möglich wurde, zirkuläre Struktur eignen. Dass dies aber – ungeachtet einer paradoxalen Struktur – ein durchaus produktiver Zirkel sein kann, offenbaren mehr oder weniger deutlich die Beiträge des Sammelbandes, der aus der oben genannten Berliner Ringvorlesung hervorgegangen ist. Vortragenden haben dabei nicht nur mediävistische Fachgelehrte, die in der Literatur-, Musik- und Kunstwissenschaft ausgewiesen sind, sondern auch ein Ensemble für mittelalterliche Musik sowie zwei prominente Autoren der Jetztzeit, die ihre produktive Auseinandersetzung mit dem Mittelalter und seiner Literatur erläuterten.

Verschwiegen werden allerdings soll nicht, dass dieser – wie so viele Sammelbände – ein Potpourri darstellt, das einem zuweilen wie schlichte bzw. solide Hausmannskost vorkommt, das ab und an einen Nachgeschmack hinterlässt, das

DOI 10.1515/bgsl.2010.061

mitunter aber auch interessante und äußerst anregende Eindrücke verschafft, die Lust auf mehr machen. Erstere Einschätzung leitet sich im Blick auf – einige informative – Beiträge ab, die eher auf ein Publikum von interessierten Laien abzielen. Genannt seien in diesem Zusammenhang die recht allgemeinen, quellengestützten Ausführungen von Britta-Juliane Kruse zur mittelalterlichen Medizin (S. 35–57) oder die Überlegungen Marianne Richert Pfaus zu Überlieferung, Selbstverständnis und Aufführung der Komponistin Hildegard von Bingen (vgl. S. 59–74), die für ein (post-)modernes Publikum mit spirituellen Defiziten ungebrochene Attraktivität besitzt. Wird dafür der Blick auch auf entsprechende Publikationen, genauer auf einschlägige Tondokumente gerichtet, so verweist dies auf ein Verfahren, das in zwei weiteren Beiträgen geradezu konstituierend ist, wenn jeweils einschlägige Literatur der letzten Jahrzehnte gesichtet wird, und zwar bezogen auf die in ihnen vermittelten Vorstellungen vom und die Auseinandersetzung mit dem Mittelalter. Während Ina Karg Mittelalterbilder, die aktuelle Kinder- und Jugendbücher vermitteln, kritisch bewertet und dabei die klischeehafte Stilisierung aus didaktisch-pädagogischer Sicht inkriminiert (vgl. S. 155–179), zeigt Stefanie von Schnurbein auf, bis zu welchem Grad neugermanischheidnisches Gedankengut Eingang in die amerikanische Fantasyliteratur gefunden hat und propagiert wird (S. 137–153). Mag hierbei manches dem Leser skurril anmuten, so hinterlässt der wiederholte Verweis auf völkisch-rassistische Tendenzen gleichwohl einen bitteren Nachgeschmack. Skurril dagegen in harmlosem Sinne erscheint der Versuch Ulrich Müllers, mittels ›historischer Fiktion‹ und im Rückgriff auf ›heroic patterns‹ ein mittelalterliches Heldenepos zu erfinden, das es so nie gegeben hat, um den Vorgang der Epengenese zu demonstrieren (S. 209–235).

Hält man hier inne und überblickt man als Leser Art und Faktur der bisher genannten Beiträge, so stellt sich der Eindruck einer beträchtlichen, ja bemerkenswerten Heterogenität des Bandes ein, die den Wunsch nach Strukturierung und Orientierung wach werden lässt. Doch dieser Wunsch bleibt unerfüllt, denn die beiden Herausgeber verzichten in ihrem Vorwort darauf, in konzeptueller Weise und im Sinne der eingangs erwähnten Rede von ›Dialog‹ einen tragfähigen Rahmen zu spannen.<sup>1</sup> Zwar wird im Verweis auf die Ringvorlesung beansprucht, die »These der immer wieder neuen Erfindung des Mittelalters und das literaturwissenschaftliche Konzept der Dialogizität« zu verbinden (S. 7). Aber ein solcher Anspruch wird auf den folgenden drei Seiten nicht eingelöst; und er wird auch nicht für eine Orientierung der Leser des Bandes genutzt, so dass er hier nur punktuelle Behauptung bleibt und ins Leere geht. Diese Leerstelle verweist auf eine bedauerliche konzeptuelle Enthaltsamkeit des Vorworts, über deren Gründe man nur spekulieren kann.

Dass aber einer der beiden Herausgeber durchaus zu mehr in der Lage ist, zeigen seine Gespräche mit Tankred Dorst (S. 237–252) und Adolf Muschg (S. 253–276), in denen es Volker Mertens als gewieftem Stichwortgeber gelingt, die beiden aus der Reserve zu locken und ihren ganz persönlichen Zugang zum Mittelalter zu offenbaren: Während Dorst an mittelalterlichen Mythen die epochenspezifische Sistierung der *conditio humana* zur literarischen Auseinandersetzung und Fortschreibung reizt, offenbart das Gespräch mit dem Schweizer ›Parzival-Afficionado und Wolfram-Verehrer Muschg, dass diesem Literaturwissenschaftler, Psychoanalytiker und Dichter eine besondere Beobachtungsgabe eignet, die dem

---

<sup>1</sup> Auch in ihrem Beitrag zu Übersetzungen von Hartmanns ›Armeh Heinrich‹ im 19. und 20. Jahrhundert (vgl. S. 181–208) verzichten die beiden Herausgeber darauf, sich in diesem Sinne zu äußern, was im Übrigen in einigen anderen Beiträgen – etwa in dem von Matthias Meyer oder Michael Mecklenburg und Andrea Sieber – durchaus geschieht.

so stark traktierten Text Wolframs auf originelle, ja verblüffende Weise auch heute noch neue Seiten abzugewinnen weiß.<sup>2</sup>

Zeigt sich hier gleichsam unter der Hand, welch großes erkenntnisweiternde Potential der Blick auf die heutige Auseinandersetzung mit dem Mittelalter aufweist, ein Potential, das im Vorwort allenfalls kurz angedeutet wird, so offenbaren drei der nachfolgenden Beiträge in paradigmatischer Weise, was möglich gewesen wäre. Das heißt konkret: Es gelingt diesen Vorträgen zum einen bewusst zu machen, dass und wie unsere heutigen Vorstellungen und Bilder der mittelalterlichen Vergangenheit vom gegenwärtigen Beobachterstandpunkt und -interesse abhängig sind; zum anderen vermögen sie in theoretisch anspruchsvoller und auch ideologiekritischer Weise zu demonstrieren, welche medialen bzw. anthropologischen Gegebenheiten der Rezeption zugrunde liegen und welche Mechanismen dabei greifen. Letzteres gelingt, indem Einblick in die Verfahren der (vor allem sinnlichen) Wahrnehmung sowie der Vermittlung mittelalterlicher ›Überreste‹ und Daten gegeben wird, wobei der narrativen Sinnstiftung, bezogen auf epochale Mythen, zentrale Bedeutung zukommt.

Was aber sind nun die Modalitäten bzw. Spezifika dieser Verfahren, und inwiefern prägen sie unsere Vorstellung von dem, was das Mittelalter, was mittelalterlich ist? Die Antwort von Haiko Wandhoff (›Jenseits der Gutenberg-Galaxis‹, S. 13–34) erfolgt, anschließend an Überlegungen Marshall McLuhans und Vilém Flussers, aus medientheoretischer und zugleich -historischer Perspektive. Ein solcher Zugriff und das daraus resultierende Mittelalterbild reklamieren insofern umfassendere Relevanz, als die Entwicklung des abendländischen Menschen in wahrnehmungsphysiologischer und kommunikationstechnologischer Hinsicht nachvollzogen werden kann.<sup>3</sup> Dies setzt zunächst voraus, dass die differierenden medialen Grundlagen und Bedingtheiten der menschlichen Wahrnehmung und Kommunikation zu unterschiedlichen Zeiten bewusst gemacht werden. Der besondere Clou des Ganzen aber, was seine Attraktivität aus mediävistischer wie aus heutiger Sicht ausmacht, besteht darin, dass eine Analogie zwischen dem Mittelalter und dem elektronischen Zeitalter aufgezeigt wird: In beiden Epochen sei – aufgrund ihrer jeweiligen Leitmedien und einer daraus resultierenden multisensoriellen Perzeption – ein wahrnehmungsphysiologischer Gleichgewichtszustand des Menschen möglich. Dieser erst in jüngerer Vergangenheit wiederhergestellte (Ideal- bzw. Ur-)Zustand des Menschen sei, so die schon von McLuhan vertretene These, aufgehoben worden durch die Erfindung oder – um im Bild zu bleiben – den ›Sündenfall‹ des Buchdrucks, der neben einer einseitigen visuellen Ausrichtung zum linearen Denken und Individualismus der europäischen Kultur geführt hat.

Wandhoff, der ausgehend von diesem Vorstellungsmodell eine ›Kulturgeschichte der medialen Umbrüche‹ propagiert und zugleich plausibel macht, welchen Erkenntnisgewinn ein medienhistorischer Zugang für die Einordnung unserer Mittelalterbilder erlaubt, unterschlägt zwar nicht die Problematik einer solchen axiologischen Besetzung der Mediengeschichte (vgl. S. 29–31). Doch die Kehrseite der Medaille gerät hierbei zu wenig in den Blick, was nicht zuletzt an der Faszination über das Mittelalter als ›historischem Resonanzraum‹ für die noch ungeahnten sensorischen und kommunikativen Möglichkeiten des elektronischen

<sup>2</sup> Als Beleg hierfür mag der Verfasser selbst einstehen, dem Muschg mit seinem Parzivalroman ›Der rote Ritter‹, welcher in konzentriertem Dialog mit Wolframs Vorlage entstanden ist, die Augen dafür geöffnet hat, wie Wolfram die beschränkte ritterliche ›Wahrnehmung‹ zur Aktivierung des Reflexionsvermögens seines feudalladigen Publikums nutzt. – Vgl. hier Otto Neudeck: Der verwehrt Blick auf die Oberfläche. Zum Konnex von Wahrnehmung und ritterlicher Rüstung in Wolframs ›Parzival‹, in: Germanisch-romanische Monatsschrift 57 (2007), S. 275–286.

<sup>3</sup> Der besondere Charme dieses Zugriffs liegt nicht zuletzt darin, dass einer breiteren, interessierten Öffentlichkeit Nutzen und Notwendigkeit einer professionellen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Mittelalter bewusst gemacht wird, was der so oft geforderten und angemahnten Legitimation der Mediävistik Vorschub leistet.

Mediums liegen dürfte. So sei es dem Rezensenten erlaubt, an diese Kehrseite in Form einer – vielleicht etwas provokanten – Frage zu erinnern: Ist die europäische Aufklärung nicht insofern (auch) ein Produkt der Gutenberg-Galaxis, als dadurch Literatur im heutigen Sinne erst möglich wird und damit zugleich eine Form der Selbstdistanzierung und Selbstreflexion, die einen ›Abschied vom Körper‹,<sup>4</sup> genauer von den körperbedingten Einschränkungen intellektueller Freiheit nachgerade voraussetzt? – Ungeachtet solch kritischer Fragen sei aber der Verdienst eines mediengeschichtlichen Ansatzes ungeschmälert, dafür zu sensibilisieren, welche zentrale Bedeutung den jeweiligen Wahrnehmungs- und Kommunikationsmedien bei der Beurteilung vergangener Zeiten und Menschen zukommt – dies gilt für das Mittelalter selbst, aber auch für spätere Zeiten, die sich ein ›Bild vom Mittelalter machen.

Dass grundsätzlich der historische Standort entscheidend ist, macht auch Matthias Meyer (›Vom Ende [und Neubeginn] des Mittelalters in der Oper‹, S. 75–94) deutlich, der darauf verweist, dass die Geschichtswissenschaft längst den Versuch aufgegeben habe, ›Vergangenheit als etwas Objektives zu erklären, das unabhängig von dem Erzählen über die Vergangenheit Bestand hat‹ (S. 75). Zugleich kommt damit in den Blick, dass die Vorstellungen über Vergangenheit vor allem das Produkt narrativer Konstruktionen einer späteren Zeit sind, wobei überlieferte Daten und Überreste allenfalls Koordinaten für eine gegenwartsbezogene Sinnstiftung bilden. Im Falle Richard Wagners und seines Musiktheaters lässt sich dieses Phänomen als Aneignung, ja Instrumentalisierung beschreiben, wenn das Mittelalter zum Ort eines in die Vergangenheit projizierten, auch national geprägten Utopias wird. Die Wirkmächtigkeit dieser ›Mittelalter-Konstruktion‹ im Bereich der Musik, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein reicht, verdankt sich zum einen ihrem ›Facettenreichtum‹. So wird vor allem in den Opern ›Parsifal‹, ›Tristan und Isolde‹, ›Tannhäuser‹, ›Lohengrin‹, aber auch im ›Ring des Nibelungen‹ Mythisches, Christliches, Märchenhaftes und Atmosphärisches zu einer komplexen und schlüssigen Melange verquickt – mit einer Schlüssigkeit im Übrigen, die von späteren Opern mit mittelalterlichem Sujet nicht mehr erreicht wird. Zum anderen und beinahe mehr noch aber beruht laut Meyer der Erfolg von ›Wagners Mittelalter‹ auf seiner mythologischen Kraft, die dadurch entsteht, dass entweder der Mythos einer Neuen Welt, die Suche nach einem Utopia oder der Mythos von Liebe und Tod beschworen wird (vgl. S. 92). Die immense Wirkung des Letzteren – so ließe sich ergänzen – dürfte vor allem darauf beruhen, dass wiederholt in archaisch-archetypischen Dreiecksgeschichten romantische Liebeskonzepte bis hin zur Apotheose einer absoluten Liebe durchgespielt werden.

Dass letztlich mittelalterliche Mythen, die zeitenüberdauernde, in Geschichten geronnene menschliche Grundkonstellationen thematisieren und durchspielen, auch heute noch den ›Dialog‹ mit dem Mittelalter so attraktiv machen, verdeutlicht dann der elaborierte Beitrag von Michael Mecklenburg und Andrea Sieber (›Mythenrecycling oder kollektives Träumen? Überlegungen zur Mittelalterrezeption im Film‹, S. 95–136). Denn in ihm wird – wenn auch zuweilen verschleiert von einem forcierten Fachsprachenjargon psychoanalytischer Provenienz – plausibel gemacht, warum die filmische Rezeption des Mittelalters in der Moderne besonders virulent ist. Dies liegt vor allem daran, dass sie sich hier ›auf die filmästhetischen und kulturellen Dimensionen des Mythos und des Traums zuspitzen‹ lässt, wobei letztere als ›Modi der Introjektion, Projektion und Identifikation von Zuschauern mit einer vergangenen fremden als der eigenen gegenwärtigen Kultur‹ dienen (vgl. S. 98f.). Anhand von Gil Jüngers ›Black Knight‹ (2001), mehr noch aber von Terry Gilliams ›The Fisher King‹ (1991) vermögen die Autoren zu zeigen,

<sup>4</sup> Auf den ›Abschied vom Körper‹ in der Gutenberg-Ära und damit im Zeitalter des Buchdrucks verweist Wandhoff im Regress auf Hans Ulrich Gumbrecht, der schon vor mehr als 20 Jahren pointiert und provozierend formuliert hat: ›Beginn von ›Literatur‹ / Abschied vom Körper?‹, in: Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650, hg. v. Gisela Smolka-Koerd [u. a.], München 1988 (Materialität der Zeichen), S. 15–50.

wie die »Dimensionen des Mythos und des Traums als dialogische Struktur eines Films aufgefasst werden können« und wie zugleich das inhärente Spannungsverhältnis der beiden Wahrnehmungs- und Sinnstiftungsmodi »mitunter auf einer dritten Ebene, der des Traumas, konvergiert« (S. 99). In beiden Filmen werden traumatisierte Psychen von Zeitgenossen des Filmpublikums, genauer deren individuelle Probleme und Katastrophen thematisiert, um sie im Rückgriff auf modifizierte mittelalterliche Mythen (wie den Gral) und Sinnstiftungsstrukturen (wie das Aventiureschema) deutlich zu machen und zu bebildern.

Bedeutsam in Hinblick auf die Leitfrage des Sammelbandes ist hierbei das Faktum, dass in einem Modus des »Mythenrecyclings« mittelalterliche Mythen zusammen mit modernen Alltagsmythen in neuen mythischen Erzählschemata und Strukturen arrangiert werden, so dass das Medium Film schließlich selbst als ein Mythos, genauer als ein »System filmmythischer Intertexte zu betrachten« (S. 114) ist. Besonders gut nachvollziehbar wird dies im Blick auf Gilliams Film, in dem – in Gestalt der beiden Protagonisten – der amerikanische Mythos vom scheidenden Radiostar und der des Narzissus mit dem des »roten Ritters« Parzival und dem gralsmythologischen Erzählschema verknüpft werden. Der Rückgriff und zugleich die modifizierende Verarbeitung mittelalterlicher Mythen nötigt dann aber nicht nur den Filmhelden, sondern auch den Zuschauern »Phantasiearbeit« ab, da letztere »oft auf einer prekären Allianz von Mythos und Traum« basiert. Dabei werden unpassende Mythen »im Traum geglättet, bedrohliche Träume mythisch bearbeitet. Übrig bleiben in beiden Fällen Phantasien vom Mittelalter, die in der Gegenwart verankert sein müssen, damit sie jeder versteht« (S. 136).

Spätestens an dieser Stelle wird evident, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, dass der – in der Einleitung des Bandes allenfalls benannte – »Dialog« mit dem Mittelalter, genauer mit seinen (narrativen) Sinnstiftungsverfahren und -beständen überhaupt in Gang kommt bzw. kommen kann. Mehr noch aber zeigt sich, dass es letztlich Psyche und Phantasie des modernen Menschen sind, die den Dialogpartner »Mittelalter« (re-)konstruieren und aktivieren, um Orientierung in einer immer unübersichtlicheren Welt mittels überkommener Deutungsmuster zu finden, die zum Kernbestand des kulturellen Gedächtnisses der Menschheit gehören.

Otto Neudeck, LMU München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstr. 3, D-80799 München.